

## Eine Sprache für die Hoffnung: Lk. 13, 6-9

Im Laufe der Predigtreihe zu den Gleichnissen habe ich mir überlegt, was Jesus in unserer Zeit predigen würde. Im heutigen Textabschnitt kommt ein Beispiel vor, das sich gut in die Gegenwart übertragen lässt. Demnach würde Jesus zu uns in Zürich-Schwamendingen sagen:

„Denkt ihr vielleicht, die Griechinnen und Griechen, die jetzt wegen der Eurokrise in Massen ihre Arbeit, ihre Wohnungen und ihre Ersparnisse verlieren, seien selber schuld daran, dass ihnen so etwas passiert? Nein, sag ich euch, wenn ihr nicht eure Einstellung zum Wirtschaften ändert, werdet ihr genauso in den Ruin getrieben. Oder glaubt ihr vielleicht, dass die jungen Spanierinnen und Spanier, die zu Hunderttausenden keine Arbeit finden, fauler sind als ihr? Nein, sag ich euch, wenn ihr euch nicht darauf besinnt, die Arbeit und das vorhandene Geld gerechter zu teilen, dann werdet ihr genauso enden, wie es ein junger Spanier im Tages-Anzeiger-Interview erzählt hat: ‚Kein Job, kein Haus, keine Pension, keine Angst, das steht auf unseren T-Shirts, denn wir sind die Generation ohne Zukunft. Viele junge Leute gingen letztes Jahr auf die Strasse, jeder Zweite unter 30 ist arbeitslos. Wir sind die erste Generation, der es schlechter geht als der vorangegangenen, doch dies scheint niemand hören zu wollen...‘ “

Schnitt. Ich mache einen Sprung zurück ins erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

Das Gleichnis, das mir heute aufgetragen ist auszulegen, steht am Ende einer Rede Jesu an Bewohnerinnen und Bewohner von Jerusalem. Die Rede hat einen ganz konkreten Anlass. Es kommen nämlich Leute zu Jesus und berichten ihm ganz empört, dass Pilatus einige Menschen aus Galiläa im Tempelbezirk hat ermorden lassen und dass sich ihr Blut mit dem ihrer Opfertiere vermischt hat. Von Pilatus ist bekannt, dass er zwischen 26 und 36 nach Christus Menschen in Judäa mit brutalen Methoden unterdrückt hat. Gezielt hat er immer wieder die religiösen Gefühle der Jüdinnen und Juden verletzt, und das Beispiel vom Mord im Tempelbezirk ist auch eine solche Provokation. Jesus fügt dieser Nachricht noch ein weiteres Beispiel von Unmenschlichkeit an, das schon länger zurückliegt und wahrscheinlich von Menschen handelt, die dem Bau der Wasserleitung durch Pilatus zum Opfer gefallen waren. Zu den Einwohnern von Jerusalem sagt Jesus deshalb:

*„Meint ihr, die Galiläer seien grössere Sünder als alle anderen Galiläer, weil sie das durchgemacht haben? ... Meint ihr, sie seien schuldiger gewesen als alle anderen? Nein, sage ich euch, nein, wenn ihr nicht endlich umkehrt, kommt ihr alle auch ebenso um.“ (Lk 13,2-5)*

Dieser letzte Satz drückt für jüdische Menschen vor dem jüdisch-römischen Krieg die Befürchtung aus, dass dieser Krieg bald kommt. Jesus redet hier zu Menschen in ihrer Angst vor einer Katastrophe leben, die fast unabwendbar ist.

Im Kapitel vor unserem Predigttext benützt Jesus auch ein Gleichnis, um die Gnadenlosigkeit der politischen Situation zu verdeutlichen. Ich finde, es tönt hochaktuell: „Wieso beurteilt ihr nicht von euch aus, was gerecht ist? Wenn du nämlich mit deinem Gegner auf dem Weg zum Richter bist, so gib dir unterwegs Mühe, gütlich von ihm loszukommen, damit er dich nicht vor den Richter zieht und der Richter dich nicht dem Gefängniswärter übergibt und dieser dich nicht ins Gefängnis wirft. Dort kommst du nicht mehr heraus, bis du auch den letzten Rappen gezahlt hast.“ (Lk 12,57-59)

Das ist die gnadenlose Situation eines zahlungsunfähigen Schuldners gegenüber seinem Gläubiger. Der Alptraum vieler Menschen zur Zeit Jesu. Und ebenso der Alptraum vieler Menschen und sogar ganzer Staaten heute. Es ist eine Situation, in der die Schuldner irgendeinen Kompromiss mit ihren Gläubigern finden müssen, sonst sitzen sie solange in Schuldhaf, bis ihre Familien finanziell ausgeblutet sind. Das ist es, was die Stunde geschlagen hat. So extrem und gnadenlos ist die Bedrohung. Aber es gibt noch eine Chance zu handeln: Wenn die Leute erkennen, was recht ist und umkehren. Lukas macht in seinem Evangelium sichtbar, wie die politische Situation vor dem Krieg mit Rom zu analysieren ist. Rom hat die Macht, diesen Krieg zu führen und zu gewinnen. Aber das Volk hat eine kleine Chance, eine letzte Frist, und die ist jetzt.

Dazu erzählt Jesus folgendes Gleichnis Lukas 13,6-9:

*„Es hat einer einen Feigenbaum in seinen Rebberg gepflanzt. Und er ist gekommen und hat Früchte an ihm gesucht, aber keine gefunden. Da hat er zum Weinbauern gesagt: ‚Schau, seit drei Jahren komme ich und suche Früchte an dem Feigenbaum und finde keine. Hau ihn um. Für was soll er den Boden noch Kraft wegnehmen?‘ Der aber hat ihm zur Antwort gegeben: ‚Herr, lass ihn das Jahr noch stehen, bis ich ringsherum nochmal die Erde umgestochen und Mist untergelegt habe. Vielleicht bringt er dann doch noch Früchte. Wenn nicht, dann magst du ihn umtun.‘ “*

Der Weinbergbesitzer hat seinen Weinberg mitsamt Feigenbaum an einen Weinbauern verpachtet und kommt jährlich, um den Ertrag abzuholen. Da er nur am Ertrag interessiert ist, will er den unfruchtbaren Baum fällen lassen. Der Pächter ist zunächst eine Nebenfigur; er hat die Befehle seines Herren auszuführen. In Vers 8 aber wird er zur Schlüsselfigur, weil er von Hoffnung redet, mitten in der Not des Krieges, der bevorsteht. Er widerspricht der Vernichtung des Baumes: Lass ihn das Jahr noch stehen... So öffnet er ein Zeitfenster und damit ein Fenster der Hoffnung.

Jesus sagt seinen Zeitgenossen mit diesem Gleichnis: Die Tür, die schon verschlossen ist, geht nochmal auf. Jetzt ist die Stunde, in der ihr handeln und Umkehren könnt. Umkehren heisst für Jesus, nach der Tora leben und die Gerechtigkeit ernstnehmen. Den Unterlegenen traut er zu, dass sie gerecht handeln können. In seiner Nachfolgegemeinschaft wird es möglich: Die Armen teilen das Brot und heilen die Kranken im Volk und verwandeln sich so von bedrohten Opfern in handelnde Subjekte. Es ist noch Zeit, die Erde umzustechen und Mist unterzulegen, wie es der Pächter im Gleichnis sagt.

Ich habe vorher gesagt, der Pächter werde zu einer Schlüsselfigur, weil er von Hoffnung redet. Wie können wir von ihm diese Sprache lernen, die Hoffnung setzt in schier ausweglose Situationen? Wie können wir auch Schlüsselfiguren werden?

Für mich heisst das, dass wir als Christengemeinde nicht einstimmen in den Chor jener, die Menschen im Unglück Schuld zuweisen und sagen, sie hätten das traurige Geschick irgendwie verdient.

Es heisst auch, dass wir als Kirche nicht wie der Weinbergbesitzer nur am Profit orientiert sind und sagen, wo nichts mehr wächst, investieren wir nicht mehr.

Es heisst auch, dass wir das Gleichnis nicht verinnerlichen und sagen, wenn wir mit Gott im Frieden sind, dann sind alle anderen Probleme gelöst.

Die Kunst, die wir vom Pächter lernen können ist vielmehr die, dass wir eine Notsituation oder Krise sehr ernstnehmen. Und dass wir mit den Betroffenen fragen, was sie jetzt noch tun können und dann konkrete Schritte unternehmen.

Vorgestern habe ich Gäste aus Nigeria bei einem Besuchsprogramm in Zürich begleitet. Sie arbeiten in einem interreligiösen Friedensprojekt im Norden des Landes, dort, wo jede Woche Anschläge verübt werden von islamischen Extremisten auf christliche Kirchen und umgekehrt von militanten Christen auf muslimische Gemeinden. Die Frauen und Männer, die sich für das Friedensprojekt engagieren, gehen der Gewalt zum Trotz in die christlichen und muslimischen Familien und Wohngebiete. Sie reden mit den Menschen und sagen: Erinnert euch, wir sind doch Geschwister. Wir haben doch früher zusammen gelebt und Handel getrieben und gefeiert und uns miteinander verheiratet. Unsere Kinder haben zusammen gespielt. Das können wir auch heute.

Sie machen kleine mutige Schritte zum Frieden und erreichen damit, dass Hoffnung wächst, inmitten der Gewalt. Sie haben den Pächter aus dem Gleichnis verstanden, Gott sei Dank!

Sonntag 24. Juni 2012  
Hanna Kandal-Stierstadt